

# Die Großstadt als soziale Lebenseinheit.

Von Prof. Dr. jur. Max Rumpf

I. Sie mögen wollen oder nicht: Die Menschen im allgemeinen und so auch die Nürnberger im besonderen sind soziale Wesen.

Einerlei, ob man sie als einzelne nimmt, oder in kleineren Gruppen: sie alle helfen Gesellschaft, helfen Sozialleben mit aufbauen und werden von Gesellschaft umfassen und mit getragen. Sie alle sind gesellschaftsfähig und gesellschaftspflichtig.

Dabei sind es, von der Kirche hier einmal abgesehen, drei hochbedeutende und schier zum Leben unentbehrliche soziale Nothelfer, die den hauptsächlichsten sozialen Lebensbedarf der heutigen Deutschen und der heutigen Nürnberger zusammen und in wechselseitiger Ergänzungsgemeinschaft bestreiten und die dafür auf der anderen Seite auch ganz bestimmte soziale Leistungen, — die eine ganz bestimmte soziale Eingliederung von ihren Leuten beanspruchen: Staat, Gemeinde und Familie.

Jedes dieser drei Sozialgebilde oder — genauer — Gemeinwesen, hat inhaltlich viel mit seinen beiden Genossen gemein.

Alle drei vor allem haben eine Naturgrundlage, — sogar in einem mehrfachen Sinne dieses Wortes. Denn erstens werden die Menschen, werden die Nürnberger regelmäßig sowohl in ihre Familie, wie in ihre Stadt, wie in ihren Staat einfach schon hinein geboren. Und zweitens muß jedes dieser drei Sozialgebilde, schon weil es sich selber aus lebendigen Menschen aufbaut und eben dadurch sich selber mit am Leben erhält, für sich selber und für alle seine einzelnen Glieder sich einrichten im Raume, es muß sich sein Gebiet auf Dauer pächlich und lebensförderlich herrichten. Denn wie zum Staat außer einem Volk ein Gebiet und wie zur Stadt außer den Bürgern eben auch die Stadt selber als Raumgebilde gehört, so gehört zu jeder zu Ruhe und Ordnung kommenwollenden Familie eine Wohnung, ein eigener Haushalt, wenn auch leider längst nicht mehr zugleich ein eigenes Haus und Heim.

Faßt man's nicht allzu eng, so trifft auf alle unsere drei Gemeinwesen das zu, was man von Staat und Gemeinde schon ausdrücklich so ausgesprochen hat: Sie alle sind, neben einer personalen Zusammenfassung einer Gruppe, ihrer sachlichen örtlichen Grundlage nach, zugleich Gebietskörperschaften.

Offensichtlich handelt es sich bei allen dreien um Sozialgebilde von recht verschiedener Größenordnung. Dabei ordnen sich die kleineren unter den drei Sozialgebilden den größeren ein. Verwendet man hierauf die für sich selber sprechende unterscheidende Bezeichnung von Ingebilden und Umgebilden, so trifft dies jeweils auf jedes unserer drei Sozialgebilde zu: Jede Familie, jedes Hauswesen ist Umgebilde hinsichtlich seiner einzelnen zugehörigen Menschen, Glieder, — ist Ingebilde, insofern als es eingeschlossen, eingebettet ist zunächst in die Kommune, sodann in den Staat. Die Gemeinde erweist sich als Umgebilde, insofern sie sowohl viele Einzelbürger wie auch viele private Haushalte umfängt, als Ingebilde aber, insofern als sie — ihrer heute ach! oft so überaus fragwürdig erscheinenden Selbstverwaltung unerachtet — weiterhin doch auch der Herrschaft des Staates untersteht und mit ihrem Gebiet einen kleinen Teil des Staatsgebietes ausmacht.

Beim Staat allein scheint es zweifelhaft zu sein, ob es auch bei ihm noch stimmt mit der Doppelseitigkeit, zugleich soziales Umgebilde und Ingebilde zu sein. Umgebilde mit nunmehr nach Millionen zählenden Staatsbürgern, mit Millionen oder vielen Tausenden Familien und mit vielen, ihrerseits auch noch der staatlichen Hoheit und Herrschaftsgewalt unterworfenen Gemeinden und anderen Körperschaften ganz gewiß. Aber auch Ingebilde?

Nun, das Land Bayern ist sicher Ingebilde im hoffentlich ewig festen Bering des Deutschen Reiches als eines Bundesstaats.

Das Reich selber freilich ist — so dünkt es uns heute in einer Zeit scharfer nationaler Absonderung besonders deutlich — politisch und weithin auch sozial etwas Letztes, das sich eben darum dagegen sperrt, umfaßt zu werden von einem noch gewaltigeren Umgebilde.

Wenn wir von den stolzeiten Zeiten selbstherrlichen, städtischen Lebens absehen, von denen freilich grade auch unsere alte Moris rückschauend viel erzählen könnte, so erweisen sich alles in allem Familie und Staat als Sozialgebilde von noch größerer Bedeutung und Lebensnotwendigkeit als die Gemeinde, die Stadt. Gilt das für die Familie bis weit rückwärts, bis in die Morgenzeiten menschlichen Soziallebens überhaupt, so wenigstens für eingeschränktere Strecken der Geschichte auch für den Staat so, wie er in der Neuzeit und Gegenwart zu Macht und immer vielseitigerer Bedeutung für die Menschen und ihr persönliches sowohl wie für ihr soziales Leben emporgehoben ist.

Aber auch heute noch hat die Gemeinde einen Anspruch darauf, daß man innerhalb einer umfassenden sozial-lebenskundlichen Umschau auch ihrer und ihrer Eigenart und Sonderleistung mit gerecht werde. Und zwar ist, wenn wir zur Veranschaulichung sogleich den Blick aufs heutige Nürnberg richten, an Nürnberg zweierlei soziallebenskundlich wichtig, nämlich erstens, daß unsere Stadt die vor allem politisch, aber auch noch in vielen anderen Richtungen bedeutende Mittelstellung einer Gemeinde (mit immer noch einiger Selbstverwaltung) zwischen Staat (Reich und Land Bayern) und Einzelmenschen bzw. Einzelhaushalten hat, und zweitens, daß sie zugleich als eine fast Halbmillionenstadt mit in der Reihe moderner deutscher Großstädte steht.

Was u. a. die Stellung Nürnbergs als einer Kommune, und zwar als sowohl menschlich und sozial als lebendige Gruppe, wie auch sachlich und örtlich als Siedlungsverband ausmacht, das sei nunmehr etwas näher ins Auge gefaßt. Und zwar hier vornehmlich nur in Berücksichtigung der besonderen ausgewählten Lebenszüge und Lebensbezüge, die in den folgenden Beiträgen zu diesem neuen Nürnberger Stadtbuche herauszutreten werden (II.)\* Zum Schluß aber seien noch einige Hinweise auf Großstadt, Großstadtleben und auf Nürnberg als Großstadt gegeben (III).

II. Wir hörten, daß wie Land und Leute zum Staate, so Stadt und Bürger zur Stadtgemeinde gehören.

Beim Staate sowohl wie bei der Stadt kann man dabei die Leute entweder mehr als aktive tätige Gruppe, als Volk, nehmen, oder mehr als nicht selten auch der Betreuung durch die umfassenderen sozialen Nothelfer bedürftige, weil leidende oder wenigstens aus eigener Kraft allein sich nicht recht helfen könnende Teile der Bevölkerung.

Krank oder wenigstens äußerst geschwächt und schwer bedroht, wie unser deutsches Volks- und Sozialleben heutzutage in hohem Maße ist, macht sich in der folgenden Einteilung dieses Nürnberger Stadtbuches das Fürsorgereiche, das persönlicher oder sozialer Not mit abzuwenden und Leiden zu lindern sich bemüht, im ganzen Abschnitt IV dieses Stadtbuches, — „Gesundheitswesen“, — wohl oder übel ziemlich breit.

Aber schließlich darf weder immer nur allgemein an Not und Elend, noch auch besonders an der Klammheit und Bedrängnis der Gegenwart der Blick haften bleiben. Da lehrt uns Abschnitt V, „Schule und Bildung“, einerseits, was — ihrer eigenen und der deutschen Zukunft trotz allem sicher — die Stadt Nürnberg zur Erziehung eines lebensfähigen neuen Geschlechts alles tut, andererseits zeigt er, was alles bei uns geboten wird an geistigen Genüssen und

\*) Der Aufsatz war ursprünglich für ein Stadtbuch, bestehend aus einer Reihe verschiedener Einzelbeiträge, bestimmt. Die im Text unter II jetzt folgenden Ausführungen sollten das geistige Band darstellen, das eine Gruppe jener geplanten Einzelbeiträge zusammenhalten sollte.

an künstlerischen und anderen Anregungen und Bildungsmöglichkeiten.

Handelt es sich in den Abschnitten IV und V somit mehr um die Menschen, um im engeren Sinne soziale Aufgaben, so wird in den Abschnitten II und III die Nürnberger Menschheit — raumgebunden, wie wir Menschen schon als organische Wesen nun einmal sind — als eingeordnet in den Raum der Gebietskörperschaft Nürnberg und weiterhin, mitsamt ihrer Stadt selber, als eingeordnet in die fränkische und nächstweitere deutsche Kulturlandschaft betrachtet („Siedlungswesen“; „Verkehrswesen“).

Auch die öffentlichen Hausväter müssen zunächst einmal Ueberblick gewinnen und behalten über all die Leute, all das Volk, das zu ihnen gehört. Für den Haushaltungsvorstand einer großen Stadt zählt der Städtestatistiker „die Häupter seiner Lieben.“ Er macht Inventur auf, vor allem einmal über das lebendige Inventar der Stadt.

Wenn er sich dabei zahlenmäßig nicht nur um die einzelnen Menschen in Nürnberg kümmert, sondern wenn er zugleich den Familienstand mit aufnimmt und zugleich die Zahl der Haushaltungen nachweist, so deutet er schon damit wiederum an, daß Nürnberg als soziales Umgebilde sowohl Familien, Haushalte, als kleinste Lebensgemeinschaften, wie auch einzelne Menschen und Bürger umfaßt.

Dabei erweist die Einheit von Familie und Familienwohnung oder Hauswesen ihre hohe unmittelbare Erheblichkeit für die Stadt in den verschiedensten Hinsichten, besonders handgreiflich aber bei den bedeutungsvollsten „Leitungen“ der modernen Technik, wie sie die Haushalte untereinander und mit der Stadt, genauer: mit den städtischen „Werken“, verbinden.

Abnehmer von Wasser, Gas und Elektrisch, angeschlossen an die Kanalisation (und entsprechend an die staatlichen Leitungen für Telephon und Radio) sind i. a. nicht einzelne als solche, sondern ganze Familien, Haushaltungen.

Ein äußerst buntes und vielverflochtenes Netzwerk offenbart sich weiter hinter der — zunächst einmal gleichfalls vom Städtestatistiker hier zu bewältigenden und zahlenmäßig in Ordnung zu bringenden Berufs- und Standesgliederung einer großen Kommune.

Hier handelt es sich wiederum mehr um die Aufzeichnung der aktiven Leistung und Lebensmeisterung innerhalb der kommunalen Gruppe. Wir Menschen von heute, und namentlich wir Großstädter von heute, sind weit davon entfernt, Universalarbeiter zu sein, Leute also, die in allen Sätteln gerecht zu sein sich rühmen dürften. Dem, der sich allzu verschiedenartig betätigt, ruft auch heute noch zünftiger Geist sein „Schuster, bleib bei deinem Leisten“ zu. Und unter den Schuftern selber gibt es heute manch einen, der keinen ganzen Schuh mehr fertig zu bringen vermag, der sich z. B. auf die schwere Kunst des Schäftemachens nicht mehr versteht. Wir sind allesamt, wenn's gut geht, zu Facharbeitern, zu Spezialisten geworden.

Soll da nun im Gesamtbereich einer großen Stadt all der gewiß nicht larme Lebensbedarf des modernen zivilisierten Menschen vollauf gedeckt werden, so gehört ein wohlgefügt, lückenloses System einer sachgerechten Berufs- und Arbeitsteilung und eines gut und ununterbrochen funktionierenden Austauschverkehrs zwischen all den verschiedenen Sonder- und Teilleistungen innerhalb des ganzen, aufeinander angewiesenen wirtschaftlichen Lebensverbandes der Stadt daher, damit niemand Not leide und jeder gegen Entgelt das erhalte, worauf er billig einen Anspruch zu haben meinen darf.

Dabei zeigt sich gerade an dieser Stelle wieder, wie eine Stadt, kraft ihrer Mittelstellung eben als Stadt, nie auf sich selber allein angewiesen existieren kann. Wir Nürnberger rechnen ohne weiteres auf die Milchzufuhr aus den landwirtschaftlichen Bezirken in einem weiten Umkreis um die Stadt herum. Aber welche von uns tun auch allerhand, um außernürnbergische Ansprüche zu befriedigen. Die einen lehren etwa an einer Nürnberger Hochschule auch norddeutsche Studierenden Handelswissenschaften und andere nützliche Dinge, die anderen exportieren süße Lebkuchen oder buntes Spielzeug oder technisch vollkommene Maschinen nach auswärts und oft über die fernsten Meere.

III. Die moderne Großstadt ist eine Gemeinde wie viele tausend andere auch. Aber daneben ist, so wie ich es sehe, die moderne Großstadt etwas, das ganz einzigartig ist.

Gemeinden im Sinne von mittleren Siedlungsverbänden zwischen Familie, Einzelhaushalt und Volk, Staat sind über viele Kulturen und lange Zeitalter weit verbreitet. Und auch, daß ein solcher Siedlungsverband oder -körper dabei einiger Selbstverwaltung sich erfreut, ist in alten und neuen Zeiten häufig und vielerwärts vorgekommen.

Die Großstadt in unserem Sinne aber ist etwas ganz eigentümlich Modernes und vorher nie Dagewesenes. Von Europa oder Euramerika ausgegangen, hat sie dabei heute längst ihren Siegeszug angetreten zur Eroberung der ganzen zivilisierten Welt.

Mit neuzeitlicher Zivilisation nämlich hängt sie innig und vielfältig zusammen. Zivilisation können wir nicht eben hübsch, aber bezeichnend — mit Bürgerwerdung übersehen.

Schon im Mittelalter „machte Stadtkluft frei“. Solche Freiheit der Städte, der Stadt brachte politisch, öffentlich rechtlich die Selbstverwaltung der Kommunen, der Städte mit sich: Die Bürgerschaft wird innerhalb nicht allzu enger Grenzen zur genossenschaftlich freien Gestaltung ihres Gemeinwesens, zur Verwaltung ihrer Angelegenheiten, auch der öffentlichen, mit ausgerufen.

Aber diese politisch-liberale Seite an der städtischen Zivilisation und Bürgerwerdung weist wiederum mehr auf die selbständige Gemeinde ganz im allgemeinen hin und gibt beispielsweise auch für das gänzlich unmoderne stolze Nürnberg des hohen Mittelalters — wovon hier ja fortan nicht mehr besonders die Rede sein soll.

Neben dem politischen Sinn neuzeitlicher städtischer (und staatlicher) Zivilisation aber existiert noch ein technischer Sinn, der dabei unmittelbar mit verweist auf die Wirtschaft, und zwar auf die privatkapitalistische Wirtschaft der neuesten Zeit, wie sie die rationale Maschinenteknik und weiterhin auch die Elektrizität so erfolgreich in ihren Dienst zu spannen gewußt hat.

Wir wissen es von Werner Sombart, daß die Rechenschaftigkeit zur wesentlichen Kennzeichnung des modernen Kapitalismus, als der wirtschaftlichen Ausprägung der befreiten Energien des Bürgertums des 19. Jahrhunderts gehört.

Persönliche Eigenart und Eigenwilligkeit passen an ganz wenigen Stellen gut hinein in das System des Kapitalismus. In diesem System herrscht die Maschine ein technisch und wirtschaftlich bestmöglich ausgeklügeltes, hochrationales Zweckgebilde und Kraft- und Arbeitsmittel. Wie die untadelige Maschine gleichsam selber nur geronnene festgewordene Vernunft ist, so zwingt sie die Menschen der Industrie, der Wirtschaft allesamt mehr oder weniger unerbittlich in ihren Dienst und richtet sie ab, daß sie selber wie glatte Maschinenteile, wie Rädchen funktionieren, laß weder dem frischen Leben überhaupt, noch gar dem Eigenen. Persönlichen an den Menschen, den Arbeitern ist die Maschine, ist der Kapitalismus hold. Von den höchsten Spitzen und einigen wenigen Sonderfunktionen etwa abgesehen dürfen alle in diese riesige Gesamtmaschinerie gerate Menschen nie unersetzbar sein, sie müssen möglichst bewechselt werden können, nicht viel anders, wie ein verbrauchter Teil einer Maschine auch.

Das wirkt nun aber völlig unentziehbar, wenn auch ganz oder halb unbewußt, auch auf die Seele und Geist aller „betriebsangehörigen“ Menschen ein. Körperliche Kräfte werden durchschnittlich im allgemeinen durchaus nicht sehr stark und nie mehr sehr vielseitig Anspruch genommen. Aber helle und gewitzigt muß diese Menschen sein, und vor allem muß ihr Wille gut diszipliniert, und es muß von solchem Willen her auch ihre Verantwortlichkeit gut dressiert sein, so daß die Menschen, wenn sie gut geht, selber schließlich wie mechanisiert sind und oder weniger mit teilhaben an der kühlen und kalten Vernunftigkeit der Maschine.

Dieser maschinenverwendende, maschinenfrohe private Kapitalismus und unsere Großstädte, die in ihrem sich wachsenden Bereiche oder an ihren Rändern dem Kapitalismus, der Industrie gern Unterkunft gewährt haben, innerhalb des letzten halben Jahrhunderts miteinander großgeworden und erstarkt. Es besteht zwischen Kapitalismus und moderner Großstadt eine Art wechselseitiger Abhängigkeit, gegenseitiger Lebensversicherung.

Wie übrigens weithin auch der moderne Staat, namentlich auch die moderne Großstadt eine typisch rationale Lebensform. Und diese rationale Lebensform prägt sich von uns Großstädtern mit ihrem eigentümlichen Stempel. Für die Angehörigen der Industrie, und darin nicht nur die Proletarier, und für alle beruflich in kapitalistischer Wirtschaft versangene Menschen ist das nach dem Geistesleben ohne weiteres leicht verständlich. Aber auch für die da im öffentlichen Dienst stehen, gilt Ähnliches. In der Bürokratie herrscht bekanntlich ohne wesentlichen Unterschied in den Amtsstuben so gut wie in den Industriekontoren weithin meint dabei Bürokratie, haben wie wir drüben, jene maschinenteilmäßige Einordnung lebendiger Menschen

in eine gewaltige, tote, überindividuelle, rational angelegte, möglichst exakt und reibungslos laufen sollende Apparatur.

Aber auch der nicht bereits von Berufs wegen „betriebs-eingepasste“ Rest der großstädtischen Bevölkerung vermag in dieser Großstadt unserer Tage sein bisheriges Eigenart und Menschentum schwer auch nur einigermaßen ungetährdet sich zu bewahren.

Dem rationalen Mechanismus unserer großstädtischen Verkehrsmittel und Verkehrsregelung etwa vermag kein Großstädter, will er nicht immer zu Hause hocken bleiben, zu entgehen. Wer mittags die Hauptstraßen bei St. Lorenz benutzen will, der muß eben über ein beträchtliches Mindestmaß von Verkehrsdressur einfach verfügen, will er nicht im wortwörtlichsten Sinne einfach unter die Räder kommen!

Und im übrigen sorgen besonders unsere modernen Nachrichtenmittel und geistigen Verkehrsanstalten, als da sind Tageszeitungen und „Illustrierte“, Kino und Radio zusammen mit einer immer mehr demokratisierten, gemein gewordenen Mode dafür, daß wir Großstädter allesamt unsere individuellen Ecken schnell und wie spielend abgedreht bekommen, bis in Gehabe und Interessen, Meinungen und Bewertungen einer dem andern gleicht wie ein Ei dem anderen.

Die geistige und soziale Prägekraft jeder modernen Großstadt auf jeden ihrer Menschen ist ganz ungeheuer und ist völlig unentziehbar! Die Großstadt ist in unserer Zeit eine der stärksten Kräfte zur Angleichung der Menschen untereinander. Dabei strahlen diese menschenbildenden oder -verschandelnden Kräfte der Großstadt noch weit hinaus über den Kern und auch das Weichbild der Großstadt selber. Schon heute ist auch das platte Land in immer zunehmendem Maße der Verstädterung, ja, der Vergrößerung, ausgesetzt.

So ähnlich, so schematisiert und flach werden schließlich die meisten Menschen, daß es zum Gotterbarmen ist, und daß einem, der seine Freude hat, gerade an der Mannigfaltigkeit der Welt und der Menschen und der insbesondere

in dem bisher unnachahmlich gebliebenen Figurenreichtum des deutschen Lebens und Wesens einen der größten nationalen Werte gesehen hat, das Herz weh tun kann.

Aber einigermaßen wenigstens ist doch auch hier vorgesorgt, daß die Bäume moderner Rationalisierung nicht bis in den Himmel wachsen (Da passen sie nämlich ganz besonders schlecht hin!).

Rastlos, oft geradezu rasend war bislang manchmal das Tempo der großstädtischen sowohl wie der kapitalistischen und technischen Entwicklung. Auf einmal aber ist es, als sei „Das Ganze halt!“ geblasen. Sollte in diesem Halt, das wir alle spüren, noch etwas anderes liegen als bloß Krise und Stagnation? Sollte es sich hier vielleicht um eine „fruchtbare Pause“ handeln können?

Einer der tiefsten Zusammenhänge sowohl wie Gegenläufe liegt für jegliche entwickeltere soziale Kultur in der Wortverbindung „Stadt und Land“ beschlossen. Sollte es vielleicht einer späteren Zeit einmal sprachlich näherliegend scheinen, statt dessen von „Land und Stadt“ zu sprechen. Oder steht nicht wenigstens für die Zukunft vielleicht das zu erwarten, daß das Übergewicht der Stadt über das Land — auch für die allgemeine Lebensbetrachtung und Bewertung der Zeitgenossen — einer Gleichgewichtslage Feld geben möchte?

Wie dem auch sei: Jedenfalls werden wir, denke ich, schon heute und morgen und übermorgen, ganz besonders gern und voll denjenigen deutschen Großstädten gerecht werden, die da, aus einer alten ruhmvollen Vergangenheit bis in die Gegenwart gelangt, neben ganz modernen Zügen an Stadt und Städten auch noch solche reiche Wesenszüge aufweisen, die jahrhundertweit zurückweisen in die Vergangenheit und die pietätvoll Zeugnis ablegen von den so völlig „unmodernen“, so farbenprächtigen und figurenreichen Zeiten älterer städtischen Lebens.

Welche aber unter den Großstädten könnte hierin hoffen, unserer alten und lieben Moris den Rang abzulaufen? —

## Einfluß von Zeitumständen auf die Gesundheit und Körperbeschaffenheit der Bevölkerung, insbesondere der Schuljugend

Von Stadtobermedizinalrat Dr. Rudolf B a n d e l

In jedem großen Wirtschaftskörper ist eine genaue fortlaufende Inventarisierung grundlegende Voraussetzung eines planmäßigen Betriebes. Was aber für die Wirtschaft bei Sachen und Gütern gilt, das sollte für sie noch mehr bei den Menschen gelten und auf jeden Fall muß es für die Träger der nationalen Wirtschaft, Volkstum und Staat gelten, die in erster Linie für ihr lebendiges „Inventar“ verantwortlich und an ihm interessiert sind. Zur Inventarisierung gehört aber nicht nur die Feststellung der Quantitäten — eine solche stellen die Volkszählungen dar — sondern auch die der Qualitäten und auch solche haben wir — hinsichtlich der Körperbeschaffenheit — früher gekannt, nämlich bei den ärztlichen Musterungen des Heereserfahrgeschäftes, bei der zwar nicht die ganze Bevölkerung, aber doch alle Männer von 20 Jahren Jahr für Jahr besichtigt und untersucht wurden. Das Ergebnis dieser nach einheitlichen Grundsätzen durchgeführten Musterungen wurde für das ganze Deutsche Reich regelmäßig registriert und so besaßen wir fortlaufend Einblick in die körperliche Konstitution der städtischen und der ländlichen Bevölkerung, der verschiedenen Berufsstände, der Bevölkerung verschiedener Landschaften u. a., dessen Bedeutung weit über die unmittelbaren Interessen des Heereserfahrgeschäftes hinausging und uns wissenschaftlich und praktisch gleich wichtige Aufschlüsse über Erb- und Umwelteinflüsse auf die Körperkonstitution unserer Volksgenossen gab.

Mit dem Wegfall der allgemeinen Wehrpflicht sind wir dieses Einblicks beraubt. Glücklicherweise ist aber schon vorher eine andere Durchmusterung der Bevölkerung in Uebung gekommen, nämlich die des Schulalters durch die Schulärzte. Dieselbe erstreckte sich in Nürnberg schon seit 1910/11 auf die Schüler der ersten, mittleren und Abschlußklassen, wurde nach dem Kriege noch weiter vervollkommen und in ähnlicher Weise sind nun in den meisten Gegenden Deutschlands,

wenigstens in den größeren Gemeinden, die Schulkinder regelmäßiger ärztlicher Musterung unterzogen. Da es auch an fortlaufenden Veröffentlichungen der Ergebnisse nicht fehlt, so sind wir über den Gesundheits- und Körperzustand der sechs- bis vierzehnjährigen Bevölkerung gut unterrichtet und können daher zuverlässige Antwort auf die Frage geben, ob und wie die Zeitumstände im Laufe der letzten Jahrzehnte auf diese Altersstufe eingewirkt haben.

Solche zuverlässige Aufschlüsse sind eine dringende Notwendigkeit. Nur sie geben in objektiver und unabweihsbarer Art ernste Maßzeichen, wie tief wirtschaftliche Notzustände in die Körperbeschaffenheit der Schulkinder eingreifen, sie belehren uns aber auch, wie überraschend schnell sie bei Wiederkehr besserer Zeiten die erlittenen Einbußen aufholt, und sie werden uns auch die Frage beantworten, welche Gefahren die heutige wirtschaftliche Notlage über die Schuljugend heraufzuführen kann, aber nicht nur dies, sie lehren zugleich, daß in Notzeiten trotz aller Allgemeinschädlichkeit in unerwarteter Weise zugleich gewisse günstige Einflüsse statthaben können.

Macht sich ein allgemeiner Notzustand geltend, so ist naturgemäß eine der ersten Fragen, ob die Bevölkerung noch hinlänglich ernährt werde. Die allgemeine Erscheinung und die Gewichtskontrolle gibt bei Erwachsenen hierauf Antwort. Die Hungergestalten und die Gewichtsabnahmen der Jahre 1917 und 1918 sind noch in aller Erinnerung. Beim jugendlichen Organismus haben wir einen weiteren Maßstab, die Zahlen des Wachstums. Seit langem bekannt und in den Nürnberger schulärztlichen Berichten seit nahezu dreißig Jahren festgestellt ist die Tatsache, daß die Kinder der höheren Lehranstalten ihre Altersgenossen an den Volksschulen an Körperlänge übertreffen. Daran können Auskiewirkungen und Erbeeinflüsse mitbeteiligt sein, daß aber die bessere Er-

nahrung und Körperpflege ihren Anteil daran hatte, wurde von jeher angenommen und die Erfahrungen der Kriegshungerjahre lieferten für diese letztere Erklärung die deutlichsten Belege. In allen Klassen gingen zu jener Zeit die Körpermaße der Länge und des Brustumfanges zurück. Als Beispiel mögen die Knaben der vierten Klassen dienen, die bei der Körperlänge nach dem Maße von unter oder über 130 Zentimeter gemessen, 1913/14 62,3 Prozent „Kleine“ und 37,7 Prozent „Große“ ergaben, 1918/19 dagegen 73,1 Prozent „Kleine“ und 26,9 Prozent „Große“. Vom Jahre 1920/21 an konnten diese Hungerwirkungen als ausgeglichene angesehen werden, und nach der Ueberwindung der Inflationsperiode ließ sich deutlich eine fortgesetzte Hebung der körperlichen Entwicklung der Schulkinder verfolgen. Da von 1924/25 an die schulärztlich schon längst geforderten Gewichtsbestimmungen in Aufnahme gekommen waren, so besitzen wir von da an einen besonders zuverlässigen Maßstab. Als Beispiel diene wieder die Erhebung der Knaben der vierten Klassen, deren Durchschnittslänge 1924/25 1,26, 1930/31 aber 1,29 Zentimeter war. Dementsprechend das Durchschnittsgewicht 1924/25 25,3 und 1930/31 26,6 Kilogramm. Die bedeutende Durchschnittsmehrung von 1,3 Kilogramm oder um 5,1 Prozent fällt auch dem Laien in die Augen. Dabei sei bemerkt, daß die Steigerung des Gewichtes sozusagen schrittweise von einem Jahr zum andern voranging. Die Knaben der übrigen Altersstufen und die Mädchen zeigten das gleiche Verhalten.

Es handelte sich also um eine stetige Entwicklung. Und nicht die Zentimeter und Kilogramme und deren Zunahme an sich sind das Bedeutsame, vielmehr sind diese Erscheinungen als Symptome einer allgemeinen Hebung des körperlichen Kräftehaushaltes zu würdigen. Daher ging Hand in Hand mit dieser objektiv nachweisbaren Hebung der Längen und Gewichtsmasse eine Besserung der auf dem mehr subjektiven Urteil des einzelnen Schularztes ruhenden Benotungen der allgemeinen Erscheinung. Wir stellen — wieder für die Knaben des 4. Schuljahres — neben die Zahlen des Jahres 1923/24 die des Jahres 1930/31: danach erhielten die Note I = Gut beim Ernährungszustand 23,6 bzw. 31,9 Prozent, bei der Blutfülle der Schleimhäute 28,7 bzw. 53,8 Prozent und bei der Durchblutung der Körperhaut 18,1 bzw. 47,6 Prozent. Umgekehrt zeigen die Zahlen der Note III = schlecht deutliche Abnahme: 13,2 bzw. 11,8, 7,8 bzw. 1,6 und 19,0 bzw. 7,7 Prozent. Auch hier zeigen die Kinder der übrigen Klassen das gleiche Verhalten. Bei dieser an sich erfreulichen Hebung des körperlichen Zustandes der Volksschulkinder darf aber nicht vergessen werden, daß sie zum Teil erkauft ist durch den beträchtlichen Geburtenrückgang (1922: 6221, 1931: 5146 Lebendgeborene). Die kleinere Familie ermöglicht natürlich bessere Pflege der wenigen oder gar des „einzigen“ Kindes.

Solche Veränderungen des Allgemeinzustandes müssen sich natürlich auch im Gang einzelner Erkrankungen bemerkbar machen, namentlich derer, die von der jeweiligen wirtschaftlichen Lage abhängig sind, wie dies bei der Tuberkulose der Fall ist. Wie bei der Tuberkulosefesterbligkeit überhaupt, so auch bei der der Schulkinder, kennen wir seit Jahrzehnten die erfreuliche Abnahme (1910: 26 Sterbefälle bei 6-15jährigen, 1931: einer!), die nur in der späteren Kriegszeit durch eine vorübergehende Wiedersteigerung unterbrochen war (1918: 10 Sterbefälle). Diese Bewegung spiegelt sich auch in den schulärztlichen Beobachtungen wider. Auf 1000 Untersuchte wurden in den mittleren Klassen Fälle von florider und abgeheilter Knochentuberkulose beobachtet 1910-1913/14: 14,0, die Zahl stieg in der Kriegszeit 1914/15 bis 1919/20 auf 16,9 und ist in der Zeit 1920/21 bis 1924/25 auf 10,7 gesunken. Offene Lungentuberkulose ist im gleichen Zahlenstunde mit 1,7, 1,8 und 0,08 notiert. In den letzten Jahren wurde sie überhaupt nicht mehr beobachtet, trotzdem die Inanspruchnahme der Fürsorgestelle für Lungenkranke durch die Schulärzte eine sehr viel stärkere geworden ist, die Diagnostik mit Hilfe von Röntgen-, Sputum- und Immunitätsreaktionen sich somit vertieft und ausgeweitet hat.

Gegenüber diesem, bisher noch günstig erscheinenden Stande, muß aber auf die neueste Nachricht des soeben erschienenen Reichsgesundheitsblattes Nr. 7 aufmerksam gemacht werden, wonach im Reiche während des Jahres 1931, bei einer im ganzen noch abnehmenden Tuberkulosefesterbligkeit, die Tuberkulosefesterbligkeit der Unter-20jährigen eine unerkennbare Zunahme zeigte. Im Alter von 0-5 Jahre ging sie bereits über den Stand von 1928 hinaus. Diese bedenkliche Erscheinung wird als Ausdruck der Wirtschaftsknot gewertet.

Von Interesse ist weiter die Geschlechterverteilung der Tuberkulose bei den Kindern des schulpflichtigen Alters. Die Mädchen erweisen sich nämlich sehr viel stärker betroffen als die Knaben. Dies mag einmal damit zusammenhängen, daß

die Mädchen noch während der Volksschulpflichtzeit Pubertätsalter eintreten, eine Periode des Lebens, die Krankheiten verschiedenster Art eine gewisse Empfänglichkeit bereitet, es ist aber weiter zu beachten, daß die Anfälligkeit für Masern und namentlich für Keuchhusten bei den Mädchen von früh auf eine sehr viel größere ist als bei den Knaben und wir wissen, daß gerade diese beiden Infektionskrankheiten Wegebereiter der Tuberkulose sind. Der Gang der Tuberkulose wird also auch durch den Gang der Masern und Keuchhustens bestimmt werden.

Eine jedem älteren Schularzt aus lebendiger Anschauung gegenwärtige Veränderung ist die Abnahme der Auslaufung. Vor zwanzig und mehr Jahren wurden mit großer Regelmäßigkeit 8 bis 10 Prozent aller Mädchen mittel- oder minder erheblich verlaugt befunden, den meisten in den mittleren Schulklassen, hier offenbar aus dem Grunde, weil die Mädchen des betreffenden Alters nicht mehr so in der Schutzhut stehen wie in den ersten Klassen, aber doch noch nicht selbständig genug sind, um sich selbst ausreichend pflegen können. Heute finden sich nur noch 2 Prozent und wenig Ständige Aufsicht durch Schularzte und Betreuung durch Schulschwester, zweckmäßige Entlausungsmaßnahmen, Vermeidung der Haarracht und auch hier Kleinerhaltung der Familie haben dieses Ergebnis gezeitigt.

Alle hier kurz skizzierten Veränderungen des Körpergesundheitszustandes der Schulkinder wird man als Wandel der Zeitverhältnisse entsprechend ansehen, indem Zeiten der Not und der Beugung eine schlechtere, mit entgegengesetzten Zeitläuften eine bessere Körperverfassung einherging. Eine Ueberraschung dagegen war es zu beobachten, daß in der Notzeit des Krieges und der ersten Nachkriegsjahre sich die Zahngesundheit der Schulkinder nicht etwa verschlechterte, sondern deutlich und erheblich besserte, eine Beobachtung, die nicht nur in Nürnberg, sondern in genau gleicher Weise noch in Hamburg und auch in anderen deutschen Städten und, wie es scheint, auch in England und Schweden gemacht wurde. Die Zahnkaries hat bekanntlich in allen Ländern eine ungeheure Verbreitung und hat sich offenbar in den letzten Jahrzehnten gegenüber der älteren Zeit überall verschlimmert. Wir zählten während der letzten Jahre vor dem Kriege bei den Vornanfängern in Nürnberg 8 Prozent Kinder mit kariösen Gebissen. Diese Zahl von etwa 1915 an dauernd gestiegen, so daß um 1923 38 Prozent zahngesund befunden wurden. Leider aber ist dieser erfreuliche Stand nicht, vielmehr trat an Stelle eine bis heute fortschreitende Wiederverschlechterung, so daß die Zahl der Vornanfänger mit kariösen Zähnen wieder über 12 Prozent beträgt. In den mittleren Klassen namentlich in den oberen Klassen sind die Veränderungen und daher auch die Verschlechterungen der Gegenwart so beträchtlich, aber die zeitliche Bewegung verläuft doch ähnlich. Nach allem, was wir aus ethnologischen und experimentellen Beobachtungen wissen, kann kein Zweifel darüber bestehen, daß es sich hier um Einflüsse der veränderten Ernährung handelt. Die knappe, an Vegetabilien reiche, Zuckerarme Ernährung des Krieges zusammen mit der Ernährung durch ein Brot aus nicht fein ausgemahlenem Mehl muß es gewesen sein, was die Zahnkaries, namentlich Milchgebisses, vorübergehend in so merkwürdiger Weise rückgedämmt hat. Wir hätten alle Veranlassung, uns in der Notzeit gewonnenen Lehren zu Herzen zu nehmen und danach auch in auskömmlichen Zeiten unsere Ernährungsgewohnheiten zu revidieren. Wenn die Verhältnisse in den oberen Schulklassen günstiger sind, so mag dies auch in der hier wirksameren Zahnpflege und in der Tätigkeit der Zahnklinik begründet sein. Aber man sollte auch hier den währten Grundsatz anwenden: Vorbeugen ist besser Heilen.

Die vorstehende Beobachtung hat noch eine weitere Bedeutung: sie beweist die Wichtigkeit der schulärztlichen Recherchen. Denn nur durch diese wurde sie überhaupt bekannt und ohne Durchmusterung einer ganzen Bevölkerungsgruppe, wie sie eben die schulärztliche Untersuchung stellt, kann eine solche Beobachtung auch gar nicht gemacht werden.

Von sonstigen gesundheitlichen Veränderungen wäre die merkwürdige Welle der Steigerung der Schilddrüsenvergrößerungen und des Kropfes zu erwähnen, die nach dem Kriege über einen großen Teil Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz geslutet war und auch Nürnberg erreichte, was hier ebenfalls nur durch die schulärztlichen Untersuchungen festgestellt ist. Sie hatte ihren Gipfel in dem Schuljahre 1924/25. Eine unbefristete Erklärung fehlt noch. Eindeutig, außer in der Schweiz derzeit nur in Nürnberg bestehende Einrichtung, welche Einblicke in die Gesundheitsverhältnisse der Bevölkerung gewährt, ist die vertrie-

Sterbekarte. Deren Statistik verzeichnet — allerdings unter Beschränkung auf das Alter über 20 Jahre — neben den Haupttodesursachen auch die mitwirkenden, und zwar auf Grund „vertraulicher“ Erhebungen. Es liegen 7 Jahrgänge solcher Statistik vor. Ihr wichtigstes Ergebnis ist die Feststellung, daß bei den Sterbefällen der über 20jährigen Männer Alkoholismus als mitwirkende Todesursache in mehr als 7 Prozent in Frage kam, am stärksten betroffen ist das Alter von 50 bis 60 Jahren, wo die Ziffer rund 10 Proz. ist. Diese Ziffern sind nur als Minimalziffern zu werten, da in einer großen Zahl von Sterbefällen den bescheinigenden Ärzten über die Lebensgewohnheiten der Verstorbenen nichts bekannt ist. Letzteres trifft namentlich auf die Krankenhausfälle zu. Die Statistik der Zeugnisse der Ärzte in der freien Praxis allein und unter Ausschluß der Fälle, in denen die Unbekanntheit mit dem Vorleben des Gestorbenen von den Ärzten selbst hervorgehoben ist, ergibt eine Hundertziffer des Alkoholismus als mitwirkender Todesursache insgesamt von 10 und im Alter 40—60 Jahren von 14 bei den Männern. Die Ziffern der Frauen sind verhältnismäßig unbedeutend (0,6 insgesamt). Hieraus ist zugleich zu ersehen, daß man bei einer solchen Statistik die Krankenhausfälle womöglich gesondert behandeln soll.

Lues als mitwirkende Todesursache wurde in Nürnberg bei Männern in 2,8, bei Frauen in 1,4 Prozent der Sterbefälle über 20 Jahre verzeichnet. Auch hier liegt der Schwerpunkt bei den 50—60jährigen (4,9 Prozent bei Männern, 3,1 Prozent bei Frauen).

Es ist bekannt, daß überall im Alter 40—60 Jahre das männliche Geschlecht gegenüber dem weiblichen eine hohe Uebersterblichkeit hat. Es läßt sich aus den Ergebnissen der vertraulichen Sterbekarte leicht errechnen, daß diese Ueber-

sterblichkeit durch Alkoholismus und Lues allein hinreichend erklärt ist, wobei der ganz überwiegende Schwerpunkt auf ersterem beruht. Daher mußte in der alkoholfnapen Zeit die Sterblichkeit der Männer der Frauen nahezu gleichkommen. Sie betrug in Nürnberg bei den 40—60jährigen 1909—1913 männlich 16,1, weiblich 11,5 pro Tausend, Verhältnis 1,40:1,0; 1919—1921 dagegen männlich 10,9, weiblich 10,4 pro Tausend, Verhältnis 1,05:1,0. Mit der Wiederkehr des herkömmlichen Alkoholverbrauchs hat sich dieses Verhältnis wieder zu Ungunsten der Männer verschoben, in den allerletzten Jahren, in denen der Alkoholverzehr wieder gesunken ist, hat es sich wieder gebessert. Ob und wie sich solche Veränderungen auch bei der vertraulichen Sterbekarte zeigen, muß erst eine ausgedehntere Erfahrung lehren, namentlich wird es auch von Interesse sein, ob sich ein Rückgang der Lues ergibt, der ja neuerdings auf Grund der Krankenstatistik angenommen wird.

Zum Schluß sei noch auf die Tatsache hingewiesen, daß wir noch eine weitere wichtige Quelle für die Gesundheit der Nürnberger Bevölkerung besitzen, die Statistik der Nürnberger Ortskrankenkasse. Deren Verwertung als Krankenstatistik erfordert zwar wie die jeder Krankenkassenstatistik Vorsicht und Erfahrung, es darf aber hervorgehoben werden, daß das mit dem wechselnden Alkoholverbrauch gleichsinnig wechselnde Verhältnis der Sterblichkeit der Männer zu der der Frauen keine Parallele in der Krankheitshäufigkeit der beiden Geschlechter in den Krankenkassen und so auch in der Nürnberger Ortskrankenkasse hat. Die größere Häufigkeit der männlichen Krankheitsfälle, gemessen an der der weiblichen, zeigt daselbe Auf und Ab, wie es oben bei der Sterblichkeit kurz skizziert ist.

## Die Schädigung der Gesundheit durch die Großstadt.

Von Stadtobermedizinalrat Dr. Edwin Zeltner

Der Vergleich der Sterblichkeit von Stadt und Land ist schwer einwandfrei zu ziehen; denn die dafür maßgebenden Größen (Art des Bevölkerungsaufbaues, Geburtenquote und Säuglingssterblichkeit) weichen zu sehr von einander ab, als daß eine direkte Vergleichsmöglichkeit gegeben wäre. Einfacher erschiene die Fragestellung: Wo leben die über 100jährigen in Deutschen Reiche? Da muß zunächst gesagt werden, daß jedenfalls in statistischen Zeiten noch kein einziges Nürnberger Kind 100 Jahre alt geworden ist. Zwar den 100. Geburtstag hat schon mancher gefeiert; keiner aber das 100. Lebensjahr vollendet; die Sterbewahrscheinlichkeit in dieser höchsten Altersstufe ist eben so groß, daß jeder Tag darin einen großen Schritt bedeutet. Bei der Volkszählung des Jahres 1925 wurden im Deutschen Reich 72 über 100-Jährige gezählt, und zwar 51 = ca. 71 Prozent in vorwiegend ländlichen Provinzen; in Ostpreußen allein 11.

Wie die geschichtliche Erfahrung lehrt, bringt jede Zusammenballung großer Menschenmassen auf engem Raum schwere gesundheitliche Gefahren mit sich, die in erster Linie auf Verseuchung des Bodens und des Trinkwassers zurückzuführen sind. Eine Großstadt ist ohne vollkommene hygienische Einrichtungen nicht zu denken; so erklärt sich die merkwürdige Tatsache, daß die Millionenstädte des Altertums bereits über die „modernsten“ hygienischen Errungenschaften verfügten. So erregen z. B. die gewaltigen Kanalanlagen des alten Rom noch heute die Bewunderung unserer Fachleute und eine der uralten asiatischen Millionenstädte (vor 5000 Jahren) sehen wir sogar im Besitze einer richtigen Schwemmanalysation mit Rieselfeldern. Wenn wir von da aus den Blick auf unsere deutschen Städte im Mittelalter richten, so erstaunen wir über das Mißverhältnis, das damals zwischen Kultur und Ziviltation bestand. Die Kulturdenkmäler Nürnbergs, seine Dome und Profanbauten, die zu den höchsten Schöpfungen menschlichen Geistes gehören, erheben sich inmitten einer durchaus häuerlichen Umgebung. Wie die Chronik berichtet, blieb der Mist 8 Tage, der Kehricht 3 Wochen lang auf den Straßen und Plätzen liegen; Schweineherden liefen frei herum und die Straßen glichen in Regenzeiten Morästen, „durch die hindurchzureiten nicht ratsam war“. Behördliche Verwarnungen und Strafandrohungen ziehen sich durch die Jahrhunderte, ohne daß es gelungen wäre, diese Mißstände wirklich abzustellen; erst das 19. Jahrhundert hat endgültig damit aufgeräumt.

Es ist klar, daß unter solchen Umständen die Seuchen

nicht als durch den Feind bedroht waren — so hatte Napoleon zur Ruhe kommen konnten. Die seit über 400 Jahren lückenlos fortgesetzten Aufzeichnungen über die Bevölkerungsbewegung der Stadt Augsburg — das ehrwürdigste statistische Dokument der Menschheit — geben ein anschauliches Bild von den furchtbaren Nöten, mit denen die deutschen Städte im Mittelalter zu kämpfen hatten. Trotz hoher Geburtschaft konnte die Stadt Augsburg ihre Volkszahl im 16. Jahrhundert nur mühsam halten — sie wurde alle 5 bis 10 Jahre von Pestepidemien heimgesucht, deren furchtbarste im Jahre 1535 von 50 000 Einwohnern 13 000 hinraffte — und unter der Geißel des Dreißigjährigen Krieges brach ihre Bevölkerung vollends zusammen, von 50 000 auf 20 000 Seelen. Ganz allmählich, von fortwährenden Mißschlägen unterbrochen, sehen wir dann im 18. und 19. Jahrhundert Augsburger Einwohnerzahl wieder ansteigen, aber erst im Jahre 1870 erreicht sie wieder 50 000. Nun aber ist der tote Punkt überwunden und die Geburtenziffer behauptet sich dauernd über der Sterbeziffer.

Es war die Zeit der Großstadtbildung gekommen. Industrie und Technik und gleichzeitig die wissenschaftliche Hygiene begannen ihren Siegeszug. Technik und Hygiene gehören nicht nur zeitlich, sondern auch geistig zusammen; es ist derselbe erd-naher Zeitgeist, der beide schuf. Zweifellos hat die wissenschaftliche Hygiene dem modernen Städtebau Gedanken von großer Fruchtbarkeit vermittelt. Die Durchführung ihrer drei Hauptgedanken: Wasserleitung, Kanalisation und Pflasterung vermochte gesundheitlich verurteilte Städte (z. B. München) in kurzer Zeit zu sanieren.

In der Gesundheitsfürsorge konnte die junge Hygiene Großes erreichen. Furchtbare Seuchen, wie die Tuberkulose, wußte sie mit sicherem Griff zu fassen, selbst die Syphilis mehr und mehr zurückzudrängen. Die Säuglingssterblichkeit konnte in zäher, zielbewußter Arbeit auf früher unmöglich scheinende Ziffern herabgedrückt werden. Ihren größten Triumph aber feierte die moderne Hygiene im Weltkrieg. Während die großen Heere früherer Zeiten durch Seuchen weit leon I., als er im Jahre 1812 vor Moskau erschien, vor seinen 300 000 Mann bereits den dritten Teil durch Seuchen eingebüßt — konnten die Krankheitsverluste des deutschen Heeres dank seiner hochorganisierten Hygiene auf ein immerhin erträgliches Lehrgeld beschränkt werden; ja die deutsche Heimat blieb, trotz der Millionen Gefangener und trotz der Gefahren, die das Zurückfluten des Ostheeres nach Kriegs-

ende mit sich brachte, durch den peinlich durchgeführten Ueberwachungsdienst von Seuchen fast verschont. Dies war mehr als man je hatte hoffen dürfen. Wenn dennoch auch heute hin und wieder Epidemien von größerem Umfang uns an die im Großstadtleben liegenden Gefahren mahnen, wie die große Typhusepidemie des Jahres 1926 in Hannover, der von 5000 Erkrankten 500 zum Opfer fielen, dann liegen meist ganz besondere Verhältnisse vor, die vorauszu sehen oder zu beeinflussen nicht immer in menschliche Macht gegeben ist, z. B. die Verunreinigung der Wasserleitung durch meteorologische Einflüsse.

Die Gedanken der öffentlichen und privaten Hygiene haben in der Tat in unserem Volk Wurzel geschlagen; ja man beginnt zu begreifen, daß zum Recht auf Gesundheit die Pflicht zur Gesundheit kommen muß — und die daraus sich ergebenden Vorteile vermögen innerhalb gewisser Grenzen die Wirkungen sozialer Notstände auszugleichen.

Dennoch können wir dieser Erlolge nicht recht froh werden; denn sobald wir etwas tiefer blicken, müssen wir erkennen, daß die Großstadt, weit davon entfernt, die eigentlich schöpferischen Kräfte des Menschen zu entbinden, sie vielmehr lahmzulegen droht. So wie die fortschreitende Mechanisierung der Arbeit den Menschen vom eigentlichen Arbeitsprozeß mehr und mehr ausschaltete, ihm die Arbeit entseelte, ebenso löst die Großstadt und ganz besonders die Mietskasernen den Menschen von der Scholle: so wurde unser Volk wurzellos, heimatlos und der Zerfall der deutschen Familie begann. Der Vergleich der Alterspyramide von Stadt und Land zeigt auf Seiten der Stadt bei schmalem Unterbau (geringere Geburtschaft) eine unnatürliche Ausbuchtung in den Altersstufen zwischen 20 und 40 Jahren; und umgekehrt auf Seiten des Landes bei relativ breiter Basis (größerer Kinderreichtum) eine ebenso unnatürliche Einbuchtung in denselben Altersstufen. Das heißt: die Blüte des Landes wird der Großstadt geopfert; dort degeneriert sie nach kurzer Zeit. Dies ist im bevölkerungspolitischen Sinne einer der unheilvollsten Prozesse. Eine irgend weise Bevölkerungspolitik müßte alles aufbieten, um die Landflucht einzudämmen und die Rückkehr zur Scholle zu fördern. Es scheint, wir sind jetzt auf dem Wege dazu.

Eine der wichtigsten Schädigungen durch das Großstadtleben betrifft das Nervensystem. Der Großstadtverkehr hat für den Neuling etwas stark Erregendes; allmählich gewöhnt man sich daran, ohne daß darum die damit verbundene Schädigung des Nervensystems ausgeglichen würde. Daher gestatten eine Anzahl Städte im Straßenverkehr nachts nur Lichtsignale. Aber durch solche Verordnungen können, ebenso wie

durch die „Antilärmvereine“, höchstens gewisse Uebertreibungen abgestellt werden. Denn das ganze Leben des Großstädtlers ist in eine Art Hochspannung versetzt; er selbst ist angelegt auf „Tempo, Rhythmus, Sensation“. Schon beim Morgenkaffee nimmt der moderne Mensch beim Durchfliegen seiner Zeitung an Sensationellem in wenig Minuten mehr in sich auf als seine Vorfahren vielleicht in Monaten, selbst in Jahren. Illustrierte Blätter wetteifern miteinander und mit dem Kino, darin, die Menschheit mit Sensationsstoff zu versorgen und haben ihre Agenten im Dschungel, im afrikanischen Busch und in der Arktis, wo diese oft unter größten persönlichen Gefahren „Interessantes“, d. h. möglichst noch nie Dagewesenes mit der Kamera festhalten. Dies muß ja zur Schädigung des Nervensystems führen, und in der Tat hat die Neurasthenie, vor wenig Jahrzehnten noch das „Vorrecht“ der sozial bevorzugten Klasse, heute von allen Schichten unseres Volkes Besitz ergriffen. Dies zeigt sich schon an Neugeborenen und ganz kleinen Kindern, die nicht selten an Nervenüberreizung, Pfortnerkrampf und dergleichen leiden. Worte wie „Ruhe, Besinnlichkeit, Bescheidenheit“ klingen uns, als kämen sie aus fernen, versunkenen Welten, und nur wenigen sind diese Worte — Werte. Eine Sehnsucht darnach ist allerdings weithin vorhanden, man ist des nervenaufpeitschenden Betriebes der Großstadt herzlich müde; die Kleingarten-, die Gartenstadt- und die Siedlungsbewegung sind Ausdruck dafür. Es ist zu hoffen, daß es ihnen gelingen wird, manch bedrohte Werte unseres Volkslebens zu halten und verloren Geglaubtes wieder zurückzuholen.

War uns bis vor kurzem die Wohnungsnot als die nicht zu überbietende Zentralnot erschienen, zu der und von der alle Wege des sozialen Elendes führen, so ist in unserem Volke in den letzten Jahren eine Not hochgewachsen, die alle früher darin Vorstellbare weit übertrifft: Die Arbeitslosigkeit. Eine Betrachtung, welche die durch das Großstadtleben bedingten Schäden nur vom körperlich-gesundheitlichen Standpunkte aus erfassen wollte, ginge am eigentlichen Wesen der sozialen Nöte blind vorbei. Sicher ist ja die materielle Auswirkung der Arbeitslosigkeit schlimm genug; aber noch weit schlimmer ist die damit verbundene seelische Not vor allem die Erschütterung des Gefühls eigenen Wertes, die die zu dauernder Arbeitslosigkeit Verurteilten oft fast zur Verzweiflung treibt. Hier handelt es sich nicht mehr um zahlreiche Einzelschicksale, sondern geradezu um das Schicksal des deutschen Volkes selbst. Möge es gelingen, in absehbarer Zeit unser Volk von dieser schlimmsten aller Plagen zu befreien.